Nr. 42. Sonntag, 20. Oktober 1901.

Blätter für den Familientisch

Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck verboten.)

Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 18, 23—35. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der mit seinen Knechten Rechenschaft halten wollte. Als er zu rechnen anfing, brachte man ihm einen, der ihm zehntausend Talente schuldig war. Da er aber nichts hatte, wovon er bezahlen konnte, befahl sein Herr, ihn und sein Weib und seine Kinder und alles was er hatte, zu verkaufen und zu bezahlen. Da fiel der Knecht vor ihm nieder, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Und es erbarmte sich der Herr über diesen Knecht, ließ ihn los, und schenkte ihm die Schuld. Als aber dieser Knecht hinausgegangen war, fand er einen seiner Mitknechte, der ihm hundert Denare schuldig war: und er packte ihn, würgte ihn und sprach: Bezahle, was du schuldig bist! Da fiel ihm sein Mitknecht zu Füßen, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Er aber wollte nicht, sondern ging hin und ließ ihn ins Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt hätte. Da nun seine Mitknechte sahen, was geschehen war, wurden sie sehr betrübt: und sie gingen hin, und erzählten ihrem Herrn alles, was sich zugetragen hatte. Da rief ihn sein Herr zu sich und sprach zu ihm: Du böser Knecht! die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast: solltest denn nicht auch du deines Mitknechtes dich erbarmen, wie auch ich mich deiner erbarmte? Und sein Herr ward zornig und übergab ihn den Peinigern, bis er die ganze Schuld bezahlt haben würde. So wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht, ein Jeder seinem Bruder von Herzen verzeihet.

Kirchenkalender.

Sonntag, 20. Oktober. Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Wendelinus, Abt. Evangelium n. dem hl. Matthäus 18, 23—35. Epistel: Epheser 6, 10—17. ● St. Martinus: Morgens ½8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion f. die Schule an der Kronprinzen- und an der Achenerstraße. Nachmittags ½4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marian. Männer-Sodalität. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Hl. Kommunion und Versammlung der Marian. Jungfrauen-Kongregation. ● Karmelitessen-Klosterkirche: Es wird das Fest der h. Theresia gefeiert. Von diesem Tage an, ist Morgens um ½7 Uhr 1. hl. Messe. ½9 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 4 Uhr Festpredigt, darnach Andacht und Verehrung der Reliquie der hl. Theresia. ● Ursulinen-Klosterkirche: Nachm. 6 Uhr Andacht u. Festpredigt zu Ehren der hl. Ursula.

Montag, 21. Oktober. Ursula, Martyrin. ● St. Andreas: Morgens ½10 Uhr Seelenmesse für die verstorbenen der Bruderschaft vom guten Tode. ● Ursulinen-Klosterkirche: Fest unserer Schutzpatronin, der hl. Ursula. Morgens ½8 Uhr Hochamt. Am Festtage und während der Oktav Nachmittags 6 Uhr Andacht.

Dienstag, 22. Oktober. Cordula, Martyrin.

Mittwoch, 23. Oktober. Severin Bischof.

Donnerstag, 24. Oktober. Evergislus, Bischof und Martyrer. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.

Freitag, 25. Oktober. Crispinus, Martyrer, Raphael, Erzengel.

Samstag, 26. Oktober. Chrysant u. Daria, Mart.

Von Babylon nach Jerusalem.

Wenn wir heute hören, lieber Leser, daß der Herr mit seinen Dienern abrechnen will, so ist zu bedenken, daß darunter Diener und Herren, Reiche und Arme, kurz Alle verstanden sind; wir alle müssen einst vor dem Richterstuhle Christi erscheinen. Der Reiche wird Rechenschaft darüber abzulegen haben, welchen Gebrauch er von seinem Reichtum gemacht hat; aber nicht nur über den Gebrauch, sondern auch über die gerechte oder ungerechte Art des Erwerbs. Indes auch der Arme wird sich zu verantworten haben über seine Armut: ob er sie geduldig und gottergeben getragen, oder ob er unwillig und murrend die göttliche Vorsehung gelästert, da er Andere in Reichtum und Ueberfluß, sich selbst aber in bedrängter Lage oder gar in Not sah. Wohl dem Reichen, der zeitlebens gern von seinem Ueberfluß spendete mit reichlich bemessener Gabe; aber ungleich höher im Werte steht bei dem Herrn das von dem Armen gespendete geringe Almosen: Zeuge dessen ist jene arme Witwe im Evangelium, die einst nur zwei Heller in den Opferkasten legte, aber nach dem allein maßgebenden Urteile des Sohnes Gottes alle diejenigen weit übertraf, welche große Summen geopfert hatten (Markus 12, 42 f.).

Und nicht nur Arme und Reiche, auch Vorgesetzte und Untergebene, jeder Stand und jedes Alter wird sich zu verantworten haben. Wenn wir (sagt der hl. Chrysostomus) einem Untergebenen eine kleine Geldsumme anvertraut haben, so fordern wir nachher über die Verwendung genaue Rechenschaft; ebenso wird Gott der Herr, von dem wir Leben und Gesundheit, Leibliches und Geistiges haben, von dem Alles ist, was wir sind und haben, — auch über Alles und Jedes genaueste Rechenschaft fordern. Sorgen wir daher, so lange es noch Zeit ist, daß wir nicht dastehen einst, wie jener Knecht, der nichts, nicht eine einzige gute That, aufzuweisen hatte, dagegen eine ganz ungeheure Schuldenlast. —

In unsern bisherigen Betrachtungen über die Ceremonien unserer Kirche wurde bereits erwähnt, lieber Leser, daß sie auch bei den außerhalb der Kirche Stehenden im Allgemeinen einen sehr günstigen Eindruck hervorrufen.

Am 28. August 1847 empfing in einer Kapelle zu Paris ein Mann das Sakrament der Taufe, der bis dahin der gefeierte Liebling der Pariser eleganten Welt gewesen und nun bald nach der Taufe den hochherzigen Entschluß faßte, dem strengen Orden der unbeschuhten Karmeliter beizutreten: es war der berühmte Pianist Hermann Cohen, der Sohn eines reichen jüdischen Banquiers aus Hamburg. Er soll uns selbst erzählen,*) wie die Gnade Gottes ihn traf; wir werden sehen, daß es gerade gottesdienstliche Ceremonien waren, die ihm als Wegweiser zur wahren Kirche dienen sollten.

„Nachdem ich (schreibt er) ganz Deutschland durchzogen und das Geld, das ich (in den Konzerten) gewonnen, ebenso schnell wieder verschwendet hatte, kehrte ich nach Paris zurück und nahm dort bald wieder eine glänzende Stellung ein. Alles gelang mir mit unglaublichem Erfolge, und ich wurde der

(* Vgl. Rosenthal „Convertitenbilder“, II. B.

Günstling und das Schooßkind des Pariser Publikums. Was das Glück Reizendes und die Welt Verführerisches hat, bemächtigte sich meines Geistes, und so lebte ich in den Tag hinein. So viel Schönes und Beneidenswertes eine solche Lebensweise in den Augen vieler haben mag, mich befriedigte sie nicht; ich fühlte eine beständige Unruhe.

„An einem Freitage im Monat Mai des Jahres 1847 ließ mich der Fürst von Moskau (Ney) bitten, für ihn die Leitung eines Chores von Dilettanten in der Kirche St. Valère zu übernehmen. Im Augenblicke als der (sakramentalische) Segen gegeben wurde, fühlte ich zum erstenmal eine sehr lebhafte, aber unbeschreibliche Aufregung in meiner Seele. Am darauffolgenden Freitag hatte ich dieselbe Empfindung, jedoch viel stärker, und es war mir, als ob eine bedeutende Last, auf meinen Leib drückend, mich nötigte, mich zu neigen und wider meinen Willen mich zur Erde zu beugen."

Der Mai ging vorüber mit seinen Andachten zu Ehren der Mutter Gottes, aber unser Künstler fuhr fort, die Kirche St. Valère zu besuchen und zwar Sonntags, um der heil. Messe beizuwohnen. In der Bibliothek seines Freundes A. von Beaumont fand er ein altes, abgenutztes Gebetbuch, das ehedem dessen Mutter gehört hatte; es interessierte ihn sehr und erfüllte ihn mit neuen Ideen.

Die Unruhe, die sich seiner jetzt mit nie empfundener Gewalt bemächtigte, trieb ihn an, seine Abneigung zu überwinden, und er beschloß, sich mit einem Priester über seinen Zustand zu besprechen. Gleichwohl vermochte er noch nicht, sich dem gewohnten Leben zu entziehen; die lärmenden Vergnügungen, Konzerte und Feste aller Art übten ihren nachteiligen Einfluß auch ferner auf ihn aus. Da endlich wandte er sich an den gelehrten Abbé Legrand; dieser gab ihm das Lehrbuch der christlichen Religion von Lhomond.

Anfangs August reiste er nach Ems, um daselbst ein Konzert zu geben. Am Sonntag nach seiner Ankunft — es war der 8. August 1847 — ging er zur Kirche, um die heil. Messe zu hören. Hier kam die Gnade über ihn. Er schreibt darüber an einen Freund: „Ich begab mich zur Messe; da fesselten, wie immer, die Ceremonien meine Aufmerksamkeit; aber nach und nach fingen die Gebete des heiligen Opfers, die Gesänge, die zwar unsichtbare, aber doch von mir gefühlte Gegenwart einer übermenschlichen Macht an, mich in eine Aufregung, Verwirrung, in eine heilige Furcht zu versetzen; mit einem Worte: es gefiel der göttlichen Gnade, sich mit aller Gewalt über mich zu ergießen. Bei der Erhebung der heiligen Hostie fühlte ich mit einem Male meine Augen in eine Flut von Thränen ausbrechen, die in wohlthuender Fülle unaufhörlich über meine Wangen herabströmten. O glückseliger Augenblick! O Augenblick, ewig denkwürdig für meine Seele! Du hast noch nicht aufgehört, meinem Geiste gegenwärtig zu sein mit all den himmlischen Empfindungen, die du mir von oben gebracht hast! Ohne Zweifel fühlte ich, was der hl. Augustin fühlen mußte im Garten von Cassiacum in dem Augenblicke, als er jenes denkwürdige Tollo! lege! (Nimm! lies!) vernahm. — Ich erinnere mich, in meinen Kinderjahren bisweilen geweint zu haben, aber nie, nie waren mir solche Thränen bekannt: während sie strömten, fühlte ich die schneidendsten Gewissensbisse über mein ganzes vergangenes Leben."

Man kann sich denken, welches Aufsehen es in Paris gab, als der gefeierte Künstler, bis dahin Israelit, in der Kapelle U. L. F von Sion zu Paris die hl. Taufe empfing. Er selbst weiß kaum Ausdrücke zu finden, um den Eindruck der Taufhandlung auf sein Gemüt zu beschreiben: als der Priester unter den drei Kreuzeszeichen das Wasser ausgoß über seine Stirne im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heil. Geistes, fühlte er sich wie von einem elektrischen Schlage getroffen. „Und nun (schreibt er) fühle ich in mir einen süßen Frieden: meine Seele ist ruhig, ich bin wie ein Kind auf dem Schooße seiner Mutter."

S.

Neue Moden.

Skizze 1. Gesellschaftstoilette m. Schoßtaille im Genre Louis XVI.
Skizze 2. Toilette mit Sammetband- und Tüll-Garnitur.
Skizze 3. Gesellschaftskleid in Prinzeßform.

Auffallend an den neuen Winterhüten sind in erster Reihe ihre breiten, flachen Formen, die wohl schon in der vergangenen Saison in Erscheinung getreten waren, jetzt aber die allein herrschende Mode bilden. Die Vorliebe für das flache geht soweit, daß an vielen Hüten der sonst schon minimale Kopf ganz fehlt, so daß die Oberfläche eine Scheibe ist, die häufig gar keine Garnitur, oder nur flach eingesteckte Federn aufweist. Auch die Doppelkrempe ist keine eigentliche, — den Hut bilden zwei mehr oder weniger gebogene Filzplatten, deren untere den Ausschnitt für den Kopf erhält, während an der oberen, wenn sie nicht ganz flach bleibt, ein leicht gefalteter Kopfteil geformt wird. Wichtig für den Sitz des Hutes ist die Frisur. Da ein hoher Haarknoten kaum mehr in dem niedrigen Kopfteil Platz findet, rückt der Knoten von selbst immer tiefer. Die meisten Hüte sollen zwar in die Stirne gesetzt werden, ohne aber diese direkt zu berühren, — das Haar muß daher so weit nach vorn geschoben werden, daß es zwischen Hut und Stirn noch sichtbar wird. Die Tellerformen haben deshalb vielfach einen ringsum laufenden Innenbügel, wodurch der Rand höher sitzt und so der lose bauschenden Frisur mehr Freiheit gewährt. Die in der letzten Saison vor allen anderen Arten bevorzugten Toques treten jetzt mehr zurück und werden durch kleinere Rundhüte ersetzt. Die klassische Kapote wird selbst von der älteren Dame nur zur eleganteren Toilette, im Theater ꝛc. getragen, so daß auch die Frau in reifen Jahren, — oft sehr zu ihrem Vorteil, — zum praktischen Gebrauch einen solid arrangierten Rundhut wählt.

Neuartiger als die Formen, erscheint das Material, dessen erschöpfende Aufzählung der gewissenhaften Berichterstattung schwer fällt. Wieder stellt man an die Modistin die größesten Anforderungen, nicht nur in der Herstellung der Formen, sondern auch in der Verarbeitung der Garnitur-Stoffe, unter denen Sammet und Panne obenan stehen. Es gehört sehr viel Geschick und Geschmack dazu, die, wir möchten sagen, — horizontalen Garnituren graziös u. kleidsam zu arrangieren, und wie mühsam sind oft die Hüte selbst ganz aus Röllchen, aus gesteppten Blenden oder aus gerüschtem Sammet zu formen. Einen hervorragenden Platz unter dem Ausputz-Material nehmen geklebte Phantasiefedern ein.

Was nun die Farben der Hüte betrifft, so dominieren hier neben dem Schwarz alle Töne Braun, — Beige, Castor, Tabak bis zum Chokoladenbraun, — daneben sieht man elegantere Modelle in ellblau, Rosa, Fraise und Bronze. Als letzte Neuheit macht sich ein ziemlich scharfes Grün in der Verbindung mit Dunkelblau bemerkbar.

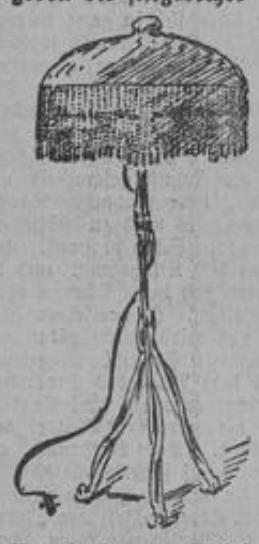
Nie sollte man die Anprobe eines Hutes vor einem kleinen Spiegel oder sitzend vor-

Skizze 4. Winter-Kostüm für Mädchen von 14—15 Jahren.

nehmen, sondern stets vor großem Stehspiegel im Straßenanzug, wobei man durch Auf- und Abgehen den Total-Eindruck prüft. Mag der Hut auch noch so reizend das Gesicht umrahmen, wenn er zur ganzen Gestalt zu groß, zu klein oder zu massig wirkt, wird der ganze Eindruck verdorben. Die wenigsten Damen wissen, welchen Gesamteindruck sie auf der Straße machen in Gang und Haltung, sonst würde z. B. manche mit wippendem Gang nickende Federn oder Blumen auf dem Hute vermeiden, die die leichte Angewohnheit ins Groteske steigern können.

Neben der Straßen-Toilette gilt es auch bereits für Festgewänder zu sorgen, und unsere kleinen Skizzen kommen dem Wunsch unserer Leserinnen entgegen.

Zu dunkelblauem Tuchrock besteht die elegante Taille im Genre Louis XVI. aus gleichfarbigem Sammet mit weißer Muschenmusterung (Skizze 1); weißer Atlas, weißseidene Borte mit Rococo-Stickerei, 14 Centimeter breite getönte Tüllspitze und schöne Zierknöpfe ergeben die stilgerechte Ausstattung.



Skizze 5. Lampenschleier aus Perlen-Arbeit.

An der mit Skizze 2 wiedergegebenen Toilette ist gemusterte rosa Armure-Seide mit 1 Centimeter breitem gleichfarbigen Sammetband, gelblichem gestickten Tüll, weißem Taffet und Silber-Soutache nebst Flittern zusammen gestellt.

Das stilvolle Gewand aus Tuch in dem modernen Chocolade-Braun, Skizze 3, belebt changierender Sammet; dazu etwas rosa Sammet, 3½ cm breite Passementerieborten, -Knöpfe und -Quasten, sowie 1½ Centimeter breites, goldgemustertes Stickereibörtchen mit rosa Steinchen.

An dem Frauen-Cape, Skizze 6, bildet zu

Skizze 6. Langes Cape mit Westentheilen.

schwerem schwarzen Wollreps Seidenreps Shawl-Kragen und Besatzstreifen, die je mit Seiden-Soutache aufgesteppte Applikationen aus dem Oberstoff zeigen; dazu gesellt sich leichte Soutachierung auf dem Sturmkragen, sowie im Anschluß daran auf Shawl-Kragen wie Besatzstreifen.

Um auch die Jugend nicht zu vergessen, sei auf den hübschen Straßen-Anzug (Skizze 4) hingewiesen. Die fahlblaue Innenseite des dunkelblau melierten Reversible-Homespun tritt für Kragen, Revers und Manschetten der mit Seide gefütterten Jacke nach außen.

Das Neueste auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens sind Lampenschleier aus Perlen. Von märchenhafter Wirkung ist es, wenn das Lampenlicht durch die hell- und dunkelroten geschliffenen Krystall-Perlen der Vorlage, Skizze 5, strahlt.

Die ausführlichen technischen Beschreibungen zu den hier im Kleinen wiedergegebenen Illustrationen, wie die Schnitte zu denselben, sind in der neuesten Nummer der „Modenwelt" und „Illustrierten Frauen-Zeitung" enthalten. Sämtliche Schnitte können aber auch gegen Einsendung von 50 Pfg. mit Postanweisung direkt vom „Schnittmuster-Atelier" der „Modenwelt" und „Illustrierten Frauen-Zeitung", Berlin W. 35, Potsdamerstr. 38, bezogen werden.

Der Schwur bei der Bauernehr'.

Von J. Karl Maurer (Hall).

„Mein Vetter, der Mühlauer Franzl in der Pertisau," so erzählte mir einst der alte Wurzelngraber Sepp, „ist ein rechtschaffener, gerader Bauer gewesen, wie sie bei uns immer seltener werden; aber auch eben so hochfahrend und geldstolz, und darum hat er mit seiner einzigen Tochter, dem schönen Moidei, die einmal seine Erbin werden sollt', immer gar weit oben hinauswollen. Nur ein Reicher, der allenfalls die Thaler mit dem Scheffel messen kann, hat er immer gemeint, wär' wert, einmal sein Schwiegersohn zu werden. 's ist aber mit der Zeit ganz anders gekommen, und daran bin eigentlich ich schuld. Hört nur, wie das zugegangen."

„Wie's schon öfters geht, so hat sich's Moidei um die Absichten des Vaters wenig gekümmert, und hat hinter seinem Rücken mit dem Veri, einem einfachen Holzknecht in der Hinterriß, der zuweilen in die Pertisau herausgekommen, eine Liebschaft angebandelt. Niemand hat davon etwas gewußt als ich. Ich bin Jahre lang beim Vetter auf dem Hof in der Herberg gewesen, hab's Moidei von klein auf gekannt, und so haben mich die zwei Verliebten alsbald in ihr Vertrauen gezogen, und ich bin ihnen auch immer, wenns nötig gewesen, getreulich beigestanden."

„Da einmal zu Pfingsten ist der Veri wieder aus dem Reichsforst in der Hinterriß, wo er in Arbeit gestanden, auf Urlaub in die Pertisau gekommen. Der Weg heraus über's Plumsjoch ist ziemlich weit, und so ist's bereits Nacht gewesen, und auf dem Turm vom Kirchlein drunten am Achensee hat's elf Uhr geschlagen, wie er zu den ersten Häusern der Pertisau gekommen. Da fällt ihm ein, heut' noch, wie's bei uns Brauch ist, zu seinem Dirndl an's Fensterl zu gehen. 's ist jetzt doch schon alles zur Ruhe, denkt er, und der alte Franzl' schläft auch längst, also kann ich's ja wagen, und damit wandert er dem Mühlauerhof zu. Dort ist richtig alles still und finster, nur rückwärts im oberen Stock schimmert aus einem kleinen vergitterten Fenster noch Licht. 's ist, wie er gewußt, die Kammer vom Moidei; 's Dirndl muß also noch wach sein."

Vorsichtig klettert er auf den Holzstoß, der unter dem Fenster an der Wand aufgeschichtet gewesen und klopft leise an die Scheiben.

„Moidei, wach auf, ich bin da, der Veri!"

„Aber kaum hat er's gesagt, rutschen die Holzprügel, auf denen er steht, unter ihm aus, und der ganze Stoß stürzt rollend, mit großem Gepolter zusammen."

„Dem Veri ist es eben nur noch gelungen, sich am eisernen Fensterkreuz festzuhalten, sonst wäre er ohne Zweifel mit hinabgestürzt, und vielleicht unter dem Holzstoß begraben worden."

„Der Lärm ist natürlich im Haus gleich gehört worden und eh' noch der Veri Zeit gehabt, herabzuspringen, und sich aus dem Staub zu machen, geht die hintere Hausthür auf, und der Bauer mit einem Knüttel in der Hand stolpert heraus."

„He, Du Lump," schreit er wütend, „wart', ich will Dir's Fensterln bei meinem Dirndl eintränken!"

„Und dabei fuchtelt er mit dem Knüttel herum, als wollt' er den Veri jeden Augenblick totschlagen."

„Der Schimpfname Lump ist dem Holzknecht denn doch zu stark gewesen, und mit einem Satz ist er, über den zusammengefallenen Holzstoß hinausspringend, vor dem Bauern gestanden."

„Mühlauer!" sagt er, „ein Lump bin ich noch lange nicht, weil ich keine Truhen voll Geldsäck' hab', wie Du vielleicht. Und wenn ich Dein Moidei gern hab, und sie mein Weib werden will, was kannst am End' dagegen einwenden?" — —

„Oho!" ruft der Vetter mit höhnischem Lachen. „Ein klein wenig, denk ich, hätt ich wohl doch auch noch dreinzureden. — Weißt was, Veri? — Wenn ich einmal selbst bei stockdunkler Nacht Dir 's Moidei in Deine Hütten führ, dann soll sie meinetwegen Dein Weib werden. Eher nicht. — Das schwöre ich Dir bei meiner Bauernehr', und ich will der schlechteste Kerl in der Pertisau und im ganzen Achenthal sein, wenn ich mein Wort nicht halt!" — —

„Und dabei lacht er neuerdings so boshaft und höhnisch, als ob er der Teufel selber wär." —

„Das Geschrei des Bauern hat augenblicklich auch mich aus dem Haus herausgelockt, und die beiden Dirnen sowie der Wastl, der Knecht, sind auch herausgekommen und haben verblüfft dem Spektakel zugehört, indes ich umsonst den Tobenden zu beschwichtigen gesucht; 's Moidei aber, die mittlerweile das Fenster aufgemacht, ist händeringend und laut schluchzend droben gestanden und hat kein Wort vorbringen können. Endlich, nachdem ich mit Mühe den Franzl in's Haus hineingebracht, hat sie 's Fenster wieder geschlossen und 's Licht ausgelöscht, und der Veri ist stumm und traurig davongegangen."

„Am anderen Tag, am Pfingstsonntag, wie ich nach Eben hinüber in die Kirch gehen will, begegnet mir in aller Früh schon der Veri, um zurück in die Hinterriß zu wandern."

„'s ist alles aus jetzt!" fangt er gleich, wie ich bei ihm stehen bleib, an. „Mir blüht kein Glück auf der Welt!" —

„Dalketer-Bua," sag ich darauf, „meinst wohl 's Moidei wird so leicht von Dir lassen? — Da kenn ich's Dirndl besser und weiß, wie sie an Dir hängt; und darum kann alles noch recht werden, so lang Du die Sach' nicht selber verloren giebst. Nur darfst Dich jetzt mindestens ein Jahr in der Pertisau nimmer sehen lassen, damit der Mühlauer auf den Glauben kommt, daß es mit der Lieb zwischen Dir und der Moidei aus und ab sei. Drum ist am besten, Du gehst jetzt, als ob gar nichts vorgefallen, wieder zurück zu Deiner Arbeit, und für das Weitere laß nur mich sorgen. Damit sind wir damals auseinander gegangen."

„Von dem Tag an hab ich vom Veri länger als drei Monat nichts mehr gehört. Nur einmal hat ein Holzknecht beim Pfandlerwirt in der Pertisau erzählt, der Veri sei aus der Hinterriß weggegangen, wohin wisse er nicht." — —

„Darüber hat sich's Moidei anfangs wohl ein klein wenig abgehärmt, aber ihr Ver-

trauen auf den Veri und seine Lieb' und Treu' hat sie bald wieder getröstet."

„Endlich um die Zeit, wo im Hochgebirg der gelbe Enzian blüht, gegen 's End vom August, bin ich einmal in die Eng gekommen, einen engen und wilden Tobel, durch den der Weg von der Pertisau über's Lampsenjoch in die Hinterriß führt."

„Da find ich ganz unverhofft den Veri, wie er gerad auf einem Holzschlag Baumstöcke ausrodet, und als seinen Gehilfen dabei den Wastl, der etwa vierzehn Tag zuvor, weil er mit dem Bauern Streit gehabt, auf dem Mühlauerhof seinen Dienst verlassen."

„Gelt mich hättest hier wohl auch nicht gesucht," meint ersterer auf meine Frag', wie er in die Eng gekommen. „Ich hab vom Forstamt hier die Abholzung in Akkord übernommen, die etwa drei Jahre dauern wird. Mein Sparpfennig hat zur Kaution gerad ausgereicht, und so hab' ich mich denn als Schaffer selbstständig gemacht, und den Wastl, den ich ja längst schon kenn, als Holzknecht aufgenommen. Zum Winterquartier für uns hab' ich dort am Weg unter den Zirbeln die hölzerne Hütten gebaut. Mit Kammer, Herdstall und Heuboden ist darin wohl noch für einige Platz genug, wenn im Winter die Arbeit etwa mehr Leut erfordern sollt!" —

„Damit hat er mich in die Hütten geführt, die mit ihrem neuen Schindeldach und den blanken Wänden gar sauber ausgesehen. Da plötzlich fährt mir ein guter Gedanke durch den Kopf. — Also die Hütten gehört Dein? — frag ich. Gut, dann läßt sich's vielleicht richten, daß Du Dein Moidei bekommst." —

„Der Veri schaut mich groß an. Du machst wohl nur Spaß, Sepp?" —

„Gewiß nicht, geb ich ihm zur Antwort. Ich will's einmal versuchen, wenn ich eine Nacht in Deiner Hütte frei schalten und walten darf." — —

„So viel Du willst," war die Entgegnung.

„Gut, sag ich drauf, also merk Dir: In der Neumondnacht vom nächsten Samstag auf Sonntag muß ich, sobald es dunkelt, die Hütten offen finden. Du und der Wastl aber, ihr versteckt euch auf dem Heuboden, und haltet auch still, was ihr auch immer sehen und hören mögt. Der, den ich rufen werde, der kommt dann herab."

„Darauf hab ich mit ihm noch alles ausführlich besprochen, was ich im Sinn gehabt, und wie wir das Stücklein durchführen wollen, und dann hab ich mich auf den Heimweg gemacht."

„Kaum in der Pertisau angekommen, hab ich dem Moidei gleich alles mitgeteilt. Für den Vetter aber hab ich mir ein Geschichtlein ersonnen, um den alten Fuchs in's Garn zu locken."

„Franzl, hab ich gesagt, in der Eng drüben ist eine nagelneue Hütten zu verkaufen. Der Schaffer, der sie für seine Leut' als Winterquartier gebaut, braucht sie nicht mehr und hat mir sie um billiges Geld angeboten. Ich möcht schier auf den Handel eingehen; wenigstens könnt ich dann künftig im Sommer drüben bleiben und Wurzeln graben und Enzianwasser brennen, anstatt immer über's Lampsenjoch hin- und herzugehen. — Möchtest nicht nächsten Samstag mit mir hinüberwandern und die Sach anschauen? Du bist klüger als ich, und Dein Rat wäre mir lieb. — 's Moidei könnt ja auch, wenn sie etwa Lust hat, mitgehen; sie ist gewiß noch nie in der Eng gewesen, und Samstag und Sonntag versäumt sie daheim doch nichts."

„Dieser Vorschlag hat richtig sogleich verfangen."

„Warum nicht, meint der Vetter. Ich gehe mit Dir, und das Dirndl soll uns begleiten und drüben für uns kochen. Mehl, Schmalz, Speck und was wir sonst noch brauchen, nehmen wir mit."

„Damit ist die Sache abgemacht gewesen, und am nächsten Samstag sind wir alle drei miteinander über's Lampsenjoch in die Eng gewandert."

„Es hat bereits angefangen dunkel zu werden, wie wir den schmalen Thalboden betraten, und am Himmel ist ein Gewitter aufgezogen, so schwarz und finster, wie ich noch selten eines gesehen hab'. In der Ferne hat es bereits gedonnert, die Nebel haben sich immer dichter und dunkler auf's Hochgebirg hereingesenkt, und gerad sind die ersten Regentropfen gefallen, wie wir zur Hütten gekommen."

„Wir gehen also hinein, ich mach Feuer an, pack unseren Proviant aus, und 's Moidei schickt sich an, uns einen Schmarn zu kochen, während der Franzl am Herd sitzend sein Pfeiflein raucht."

„Mittlerweile ist draußen das Gewitter losgebrochen, und geblitzt und gedonnert und gestürmt hat's, als ob der jüngste Tag daherkäm'. Wir alle sind froh gewesen, unter Dach zu sein und mein Vetter besonders."

„Aber wo steckt denn unser Hauswirt? sag ich endlich. 's ist nicht schön, daß er sich bei seinen Gästen nicht sehen läßt. Er kann doch nicht weit sein, da die Hüttenthür nicht versperrt gewesen. Schläft er etwa? — He! Schaffer! — Wo bist denn?" — —

„Da bin ich schon!" tönt in diesem Augenblick eine Stimme, und der Veri springt vom Heuboden herab."

„Moidei, mein Dirndl! jubelt er, diese umarmend, und giebt ihr ein Bußl um's andere."

„Was soll das heißen, Sepp?" fährt der Mühlauer gegen mich auf. „Das hast sicher Du angestift; hast ohne Zweifel den Burschen da herbestellt, damit die zwei zusammenkommen können. Schäm' Dich. — Hätt' Dich in Deinen alten Tagen für gescheidter gehalten!"

„Und wenn ich's gethan hätt, Vetter, was liegt daran?" platz ich heraus.

„Was daran liegt?" erwidert der Franzl ärgerlich, „daß ich dem Moidei keine Liebschaft mit einem Holzknecht leid'."

„Der Veri ist nicht mehr Holzknecht, sondern Schaffer, sag' ich darauf, und die Hütten hier, gehört ihm, und ich hab niemals im Sinn gehabt, sie ihm abzuhandeln. Und weißt noch, was Du gesagt in der Pfingstnacht? — Wenn Du selber bei stockdunkler Nacht ihm 's Moidei in seine Hütten führst, soll sie sein Weib werden." — —

„Das hab ich nicht gesagt!" fährt der Vetter neuerdings erzürnt auf. „Und wenn auch vielleicht, so ist's sicher anders gemeint gewesen."

„Wie Du's gemeint, Bauer, mischt sich jetzt endlich Veri selber drein, geht nicht daher; aber gesagt hast Du's. Dafür ist der Sepp hier Zeuge und der Wastl auch! „Nicht wahr, Wastl?" ruft er in den Heuboden hinauf."

„Ja, Bauer, das hast gesagt," lautet von oben die Antwort, und der Wastl klettert die Leiter herab. „Und geschworen hast bei Deiner Bauernehr', Du willst der schlechteste Kerl in der Pertisau und im ganzen Achenthal sein, wenn Du Dein Wort nicht hält'st!"

„Dem Franzl ist, wie er das gehört, angst und bang geworden. Den Kopf in die Händ gestützt, ist er eine Weil stumm und ratlos dagesessen."

„Nun ja, wenn dafür Zeugen da sind, muß ich's freilich gesagt haben," läßt er sich endlich ganz kleinlaut vernehmen. „Aber Moidei, was sagst denn Du dazu?" wendet er sich dann an seine Tochter.

„Was werd ich denn sagen, Vater?" giebt ihm diese zur Antwort. „Ihr wißt es ohnehin ja, daß ich den Veri zu Tod gern hab, und er mich, und daß ich sein Weib werden möcht; darum bitt' ich Euch — —"

Aber der Alte hat sie nicht ganz ausreden lassen. Ihre schlichten Worte, bei denen sie ihn mit ihren treuen, blauen Augen so kindlich angeschaut, und bittend die Händ aufgehoben, haben ihm 's Herz weich gemacht.

„Je nun, meint er, für die Lieb ist kein Kraut gewachsen; so nehmt euch denn in Gottes Namen. — Lieber wär mir's freilich, wenn der Veri ein Bauer wär." — —

„Dazu, Vater," bemerkt 's Moidei schelmisch, will er's ja eben bringen. Wenn ich einmal Bäurin auf dem Mühlauerhof bin, wird er wohl der Bauer sein!"

„Und so ist's nachher auch geschehen. Den Winter über hat der Veri noch in der Eng Holz geschlagen, dann im Frühling hat er dem Forstamt seinen Kontrakt gekündigt, und zu Ostern hat er mit dem Moidei, der ihr Vater mittlerweile das Gut übergeben, Hochzeit gehalten. Seine Hütten aber, die er nun als Bauer nicht mehr gebraucht, hat er mir geschenkt; sie ist jetzt meine Brennhütten."

„Seit dieser Zeit," schloß mein Erzähler, „hat der Franzl, der's Jahr darauf Großvater geworden, gegen seinen Schwiegersohn nichts mehr einzuwenden gehabt, und hat ihn auch nie mehr bereut — seinen Schwur bei der Bauernehr'."

Allerlei.

* Ein Ersatz des chinesischen Thees. Während der chinesische Thee sich in ganz Europa eingebürgert hat, ist der in Süd-Amerika so hochgeschätzte Maté oder Paraguay-Thee eigentümlicher Weise hier noch fast ganz unbekannt. Der Maté-Strauch wird nicht gebaut, sondern wächst in großer Menge wild in Paraguay und dem südlichen Teile von Brasilien. Die jungen Blätter werden von Dezember bis August gesammelt, auf einer Tenne gedörrt oder, dem schwachen Rauchgeschmack des ersten Aufgusses nach zu schließen, über Feuer getrocknet und in Säcke verpackt. Ein solcher Sack wiegt gegen 100 Kilogramm und ist steinhart, da die Blätter sich beim Dörren nicht kräuseln, sondern flach bleiben. In demselben hält sich der Maté sehr gut und wird dann später von den Grossisten in kleine, mit Staniol ausgelegte Kisten gepackt. Je nach dem Alter des Strauches und der Blätter unterscheidet man drei Sorten. Die beste Sorte sollen die zartesten Blätter der kleinsten Sträucher liefern. Der Verbrauch an Maté in Süd-Amerika wird auf jährlich 40 000 000 Kilogramm berechnet, wie einem diesbezüglichen Aufsatz von W. Heß im 2. Oktober-Heft der „Illustrierten Frauen-Zeitung" (Berlin und Wien, Verlag von F. Lipperheide) zu entnehmen ist. Man rühmt dem Maté namentlich nach, daß er, abgesehen von seiner wohlthätigen Wirkung auf die Verdauung, durchaus nicht das Aufregende des chinesischen Thees besitzt. Während der Genuß des chinesischen Thees oft Schlaflosigkeit bewirkt, ist dies bei einem Genusse von drei bis vier Tassen Maté niemals der Fall. Der Maté besitzt gegen 2 pCt. Coffeïn und eine große Menge balsamischer Stoffe. Doublet empfiehlt den Genuß desselben allen, welche spät abends noch geistig arbeiten wollen.

Rätsel.

Kurz ist mein Dasein hier auf Erden,
Nur Monden zählt mein Lebenslauf,
Und kann ich gleich nicht älter werden,
Blüh ich doch sterbend wieder auf.
Mit Lust und stillem Wunsche grüßet
Dann jedermann mich junges Kind
Und meine Kinderzeit verfließet
In Freud und Hoffnung gar geschwind.
Im bunten, reichgeschmückten Kleide
Prang ich gern in der Jugendzeit;
Doch fühl als reif'rer Mann ich Freude
Im Segenspenden weit und breit.
In immer wechselnden Gestalten,
Doch fest in regelmäß'ger Bahn
Beweg ich mich, mein stilles Walten,
Siehst du oft mit Bewundrung an.
Doch schnell entschwinden meine Kräfte,
Bald färbt mein Haar sich silberweiß;
Es stocken alle Lebenssäfte,
Ich ende als ein schwacher Greis.

Charade.

1. In der Hecke sitzt es,
An der Schnalle blitzt es.
1. 2. Am Strauche blüht es
Erfüllet die Luft
Mit lieblichem Duft.
1. 2. Ein' Märchen es nennt;
Ihr All' es schon kennt.

Palindrom.

Kaum tret' ich an das Licht,
Senkt man mich in die Erde,
Damit aus meinem Staub
Mein Umgekehrtes werde.